

Von geschlossenen Läden und Schafen vor dem Haus

Wie englischsprachige Ausländerinnen die Schweiz erleben

Englische Shows und Klubs

Nichts von den Klubs für Ausländer wissen will hingegen Michelle Johner. Sie kam vor 25 Jahren in die Schweiz und lebt heute in Zumikon. Zunächst hatte sie Gesang in Wien studiert, bevor ihr erstes Engagement sie ans Berner Stadttheater führte. «Ich wollte mich von Anfang an integrieren und beschloss, keine englischsprachigen Klubs zu besuchen und nur Deutsch zu sprechen.» Auch aus schlechtem Gewissen gegenüber ihren einheimischen Arbeitskollegen am Theater: Wenn sie schon jemandem den Platz wegnehme, dann sei es doch Ehrensache, zumindest Deutsch zu lernen, lacht die Sängerin. Ausserdem finde sie es unerhört, wenn man nach jahrelangem Aufenthalt in der Schweiz noch immer kein Deutsch spreche. Leicht werde dies einem aber nicht gerade gemacht, wirft Yasmine Menguid ein, die als Jugendliche aus New York nach Zürich zog. Viele Schweizer würden mit den Ausländern gerne Englisch sprechen, und das mit grosser Mühe erlernte Hochdeutsch löse bei den einheimischen Gesprächspartnern oft Aversionen aus.

Die drei Sängerinnen gehören zu jenen Zigttausenden Englisch sprechenden Zuwanderern, die in der Schweiz eine neue oder zumindest vorübergehende Heimat suchen. Im Jahr 2000 wurden mehr als 70 000 Personen mit Muttersprache Englisch gezählt (neuere Zahlen gibt es nicht), 17 000 allein im Kanton Zürich. Schätzungen gehen davon aus, dass die Zahl der Zuzüger mit englischer Muttersprache jährlich um vier Prozent wächst. Die englischsprachigen Wahlschweizer leben bevorzugt und meist arbeitsplatzbedingt in den Wirtschaftsräumen Genf, Zürich, Zug und Basel. Wobei auffällt, dass diese Einwanderergruppe nicht auffällt. Weder wird – wie im Falle der Zuwanderer aus Deutschland – polemisch debattiert, ob es nicht vielleicht zu viele von ihnen gibt, noch spielen sie in den politischen Diskussionen über die Ausländerintegration eine Rolle. Und dies, obwohl viele englischsprachige Zuwanderer nur wenig integriert sind, oft vor allem unter Landsleuten verkehren und zuweilen auch nicht Deutsch sprechen.

«Wir warten nicht ab, bis wir integriert werden, sondern wir schaffen eigene Netzwerke, das ist typisch für Emigranten aus angelsächsischen Ländern», erklärt die Sängerin Kate Michaels. Vor allem die Ehefrauen, deren Männer berufsbedingt in die Schweiz ziehen und nur für einige Jahre bleiben wollten, organisierten sich rasch in Klubs und Vereinen.

Schüchterne Männer und fixe Waschtage

Auch die junge Irin Liz Ryan hat vor kurzem einen eigenen irischen Klub gegründet. «Eigentlich habe ich solche Einrichtungen nie gemocht und bisher auch nicht verstanden, weshalb sich die Iren im Ausland stets in Gruppen zusammenschliessen», erzählt Ryan auf einer Zürcher Café-Terrasse. Doch nachdem sie vor gut zwei Jahren mit ihrem Schweizer Lebensgefährten nach Zürich gezogen sei, habe sie die ungezwungene Geselligkeit ihrer Landsleute vermisst. «Ich war oft allein mit meinem kleinen Kind», erzählt Ryan. Selbst beim Spielen im Park unter anderen Müttern sei der Kontakt nicht leichtgefallen. Die

Schweizer charakterisiert sie als sehr freundlich und hilfsbereit, doch tiefergehende Freundschaften oder intensivere Kontakte seien nur schwer aufzubauen. Das Klischee von den zwar höflichen, aber sehr zurückhaltenden Schweizern treffe zu, meint auch Michelle Johner.

Die Sängerin, die auch als Fitnesstrainerin tätig ist, erzählt, dass die Schweizer Kursteilnehmer es nicht schätzten, wenn man sie im Training anfasse, um ihre Haltung zu korrigieren. «Das ist in den USA überhaupt kein Problem.» Auch seien die Schweizer Männer im internationalen Vergleich überaus zurückhaltend. «Es ist nicht leicht, jemanden kennenzulernen», lacht Johner. Wenn sie bei einem Anlass von einem Mann angesprochen werde, sei dies fast immer ein Ausländer. Überhaupt stösst man immer wieder auf die bekannten Schweizer Klischees, wenn englischsprachige Zuwanderer von ihren Integrationsbemühungen erzählen. «Sauber, ordentlich und wohlhabend ist das Land», findet Michelle Johner. So sehr sogar, dass sie sich bemühe, ihren Kindern beizubringen, dass dieser Reichtum keinesfalls überall in der Welt selbstverständlich sei.

«Klein und eng» habe sie sich das Land vorgestellt, als sie als Schülerin aus Brooklyn in New York in die Schweiz zog, meint Yasmine Menguid. Sie habe ihre Mutter angefleht, sich zumindest in der grössten Stadt der Schweiz niederzulassen. «Dann sind wir in Wollishofen gelandet. Vor dem Haus haben Schafe geweidet, ich war entsetzt.» Der erste Schock über das ländlich anmutende Zuhause habe sich bald gelegt, doch an gewisse Eigenheiten habe sie sich erst gewöhnen müssen. Damals seien am Sonntag noch alle Geschäfte geschlossen gewesen. «Schon am Samstag entscheiden zu müssen, was ich bis Montag essen soll, war für mich völlig ungewohnt.» Zudem sei der Alltag von vielen Regeln geprägt, vom fixen Waschtage im Wohnblock bis hin zu strikt festgelegten Plätzen, wo das Fahrrad abgestellt werden darf. «Meine Schwester hatte immer wieder anonym verfasste Zettel auf ihren Schuhen oder am Fahrrad, wenn sie nicht am richtigen Platz standen», erinnert sich Menguid.

Auch Liz Ryan ist als junge Mutter mehrfach über ungeschriebene «Schweizer Regeln» gestolpert. So erklärten fremde Fahrgäste im Tram ihrem herumlaufenden kleinen Sohn, dass dies nicht erlaubt sei. Es gebe viele «You should not do that» in der Schweiz, meint Ryan. Sie sei als Rabenmutter angesehen worden, als sie nach einer Krippe suchte, die ihr Kind zu flexiblen Zeiten betreut. Als Teilzeit-Englischlehrerin habe sie unregelmässige Arbeitszeiten. «Die einzige Krippe, die meinen Sohn zu unregelmässigen Zeiten betreut, war dann schliesslich eine englischsprachige. Obwohl ich nicht speziell danach gesucht habe», erzählt Ryan. Was alle vier angelsächsischen Frauen verbindet, ist die Tatsache, dass ihre engsten Freunde und Bekannten ebenfalls aus dem Ausland stammten und vorwiegend auch Englisch sprächen. «Ich suche nicht danach, aber es ergibt sich einfach. Wahrscheinlich weil wir alle ähnliche Erfahrungen gemacht haben», mutmasst Menguid, die mit einem Schweizer verheiratet ist.

Angelsachsen als Wirtschaftsfaktor

Erfahrungen mit ausländischerfeindlichen Reaktionen in der Schweiz hat übrigens niemand gemacht. «Am Anfang rechnete ich mit feindseligen Sprüchen, weil ich durch meinen ägyptischen Vater einen arabischen Familiennamen habe», meint Menguid, die als freischaffende Sängerin arbeitet. «Weil aber stets gleich klar war, dass ich Amerikanerin bin, habe ich nie negative Erfahrungen gemacht.» Sie habe den Eindruck, dass die US-Amerikaner in der Schweiz sehr beliebt seien, fügt Kate Michaels hinzu. «Vor allem deshalb, weil wir ja zu jenen gehören, welche die USA verlassen haben», schmunzelt sie. Wohl deshalb sind auch die gerade in Wahlkampfzeiten aufflammenden ausländischerfeindlichen Parolen bei den angelsächsischen Zuwanderern kaum ein Thema. «Natürlich diskutieren wir unter Freunden über die SVP-Plakate, auf denen schwarze Schafe aus dem Land gestossen werden», meint die Irin Ryan. Doch man fühle sich selbst nicht angesprochen: «Ich hatte immer das Gefühl, in der Schweiz willkommen zu sein.» Gut für das Image der Schweiz im Ausland seien solche Kampagnen aber wohl nicht.

Diese Ansicht teilt auch Marion Graber von «Greater Zurich Area», der Standort-Marketing-Organisation für den Wirtschaftsraum Zürich. Wenn man die Schweiz und im speziellen Fall Zürich als weltoffene Region präsentieren wolle, seien ausländischerfeindliche politische Parolen sicher kein gutes Zeichen. Was die englischsprachigen Zuwanderer angehe, so seien diese hochwillkommen, so Marion Graber. Sie stellten einen beachtlichen Wirtschaftsfaktor dar, da sie oft in multinationalen Unternehmen beschäftigt seien, die laut Studien überdurchschnittlich zum Wirtschaftswachstum beitragen. Wie international die Wirtschaftswelt geworden ist, zeigt auch die Rolle des Englischen im Schweizer Erwerbsleben. Längst hat dort Englisch die Bedeutung der übrigen Landessprachen überholt: Im Jahr 2000 gaben in der Deutschschweiz knapp 20 Prozent der Erwerbstätigen das Französische als Arbeitssprache an, schon mehr als 23 Prozent aber das Englische. Diese Entwicklung dürfte sich seither noch beschleunigt haben. Kate Michaels, Yasmine Menguid und Liz Ryan wollen jedenfalls in der Schweiz bleiben. «Das Land ist wundervoll, es gibt so viele Möglichkeiten, etwas zu unternehmen», schwärmt Ryan. Sobald sie die deutsche Sprache gut genug gelernt hat, will sich die Ingenieurin in einem Schweizer Unternehmen bewerben. Der einzige Grund, später vielleicht doch nach Irland zurückzukehren, sei die Möglichkeit, dort ein Haus zu kaufen. «Die Iren sind es gewohnt, ein eigenes Haus mit Garten zu haben, das ist hier in Zürich schwierig.»

«Als Ausländer mit einer ganz anderen Mentalität werden wir in der Schweiz wohl nie ganz dazugehören», sagt Michaels. Trotzdem liebe sie das Land, hier habe sie nach langen Jahren ständiger Tourneen endlich eine Heimat für ihre Familie gefunden. «Mein Mann spricht inzwischen sogar Schweizerdeutsch!» Yasmine Menguid hingegen wird zuweilen von Heimweh nach New York geplagt. «Ich vermisse die vibrierende Stadt noch immer.» Zurückkehren will sie trotzdem nicht: «Es ist hart dort, man muss sich ständig durchkämpfen.» Zudem habe sie sich an das angenehme Leben in der Schweiz gewöhnt, wo die Trams pünktlich verkehren und man am Bankhalter nicht stundenlang warten muss. Auch ihr Wohnquartier Wollishofen hat die Sängerin liebgewonnen, obwohl es sich kaum verändert hat: «Zu den Schafen hat sich inzwischen sogar eine Kuh gesellt!»

Carola Schneider



«My baby has got new shoes», fröhlicher Gesang dringt aus der Turnhalle der privaten International School of Zug. Die Stimmung an diesem Nachmittag ist heiter, und weil die Choreografie noch nicht ganz sitzt, unterbrechen immer wieder laute Lacher die Probe. «There will be not enough room on the stage», «No, let's do it like that» – die Sängerinnen unterhalten sich auf Englisch, alle stammen sie aus den USA. Gepröbt wird für eine amerikanische Show, die später in Zug und Zürich gezeigt wird. «Es geht um alltägliche Lebenssituationen, die jeder kennt, wie der Kauf neuer Schuhe», erklärt Kate Michaels. Die Chansons fallen vor allem durch angelsächsischen Sprachwitz auf. «Mit der englischen Sprache kann so gut gespielt werden, sie erlaubt einen ganz eigenen Humor», meint Michaels, die aus San Francisco stammt und eine Künstleragentur in Basel leitet. Eine Art von Humor, wie sie viele Englisch sprechende Ausländer in der Schweiz vermissen. «Ich denke, dass es auch deshalb so viele Klubs und Vereine für angelsächsische Zuwanderer gibt, da findet und versteht man sich eben sofort.»